

Rede,

gehalten bei unserer Schulfeyer am 18. Januar 1901

vom Oberlehrer Dr. Ellissen.

Hochverehrte Anwesende! Liebe Schüler!

Die grossen geschichtlichen Gedenktage, an denen wir gerne weite Zeiträume im Geist überschauen, vergleicht ein Dichter mit den ragenden Bergeshöhen, von denen unser Blick beherrschend hinabsieht auf die tiefer liegende Landschaft.

Von hohen Bergen schweift der Blick, der freie,
Hin über Fluren, über Stadt und Land,
Er sieht der waldbedeckten Hügel Reihe,
Er schaut des Stromes breites Silberband;
Froh ist das Herz, des stolzen Anblicks Weihe
Eriüllt die Brust; die Seele ist gebannt,
Bewundernd stehn wir, wie im wachen Traume,
Der Welt entrückt, im weiten Gottesraume.

Und so auch in der Zeit: an hohen Tagen
Beherrscht die enge Gegenwart uns nicht,
Jahrhunderte, die tief im Dunkel lagen,
Erscheinen uns, bestrahlt von hellem Licht;
Wir stehen sinnend, ferne Zeiten tragen
Uns Grüsse zu, und die Geschichte spricht
In ernstem Tone von vergangenen Thaten,
Die uns zu Segen oder Fluch geraten.

Einen solchen hohen Tag dürfen gewiss die Bewohner der altpreussischen Landesteile in dem heutigen erblicken, an dem sich zwei Jahrhunderte vollenden, seitdem in Königsberg der dritte Kurfürst Friedrich sich die Königskrone aufsetzte. Man hat aber wohl zweifelnd die Frage aufgeworfen, ob auch wir Angehörige neuer preussischer Provinzen Veranlassung hätten, an dieser Feier freudigen Herzens teilzunehmen, und ich habe diese Frage wohl von Männern, die gar nicht welfische Gesinnungen hegen, verneinen hören. „Ja, wenn es eine Feier zur Gründung des Reiches wäre“, äusserten sie wohl, „würden wir gerne uns beteiligen, aber was hatten wir vor zweihundert Jahren mit Preussen zu thun?“ Nun, ich

meine, wer so denkt: dem Manne kann geholfen werden. War es doch auch ein achtzehnter Januar, an dem vor dreissig Jahren in Versailles König Wilhelm zum deutschen Kaiser ausgerufen wurde. Wem also dieses Datum mehr ans Herz gewachsen ist, dem steht ja nichts im Wege, am heutigen Tage seiner in erster Linie zu gedenken. Ein schlechter Kenner der deutschen Geschichte müßte freilich der sein, der nicht wüsste, dass diese beiden Daten in einem mehr als äusserlichen Zusammenhang stehen, dass die Hohenzollernsche Kaiserkrone nicht wohl denkbar ist ohne die 170 Jahre früher erworbene preussische Königskrone.

Aber von diesen Kronen möchte ich heute den Blick noch weiter zurückschweifen lassen, um mehr als ein Jahrtausend, und ins Auge fassen die Krone des alten heiligen Reiches, die Idee, die sich in ihr verkörpern sollte, und die Sagen, die sie umschweben. Hätten wir doch vor wenigen Wochen ein drittes Jubiläum feiern können, den Tag, an dem vor elf Jahrhunderten der Frankenkönig Karl die römische Kaiserkrone empfing. Diese Krone wollte und sollte ein Symbol der Weltherrschaft sein, nicht ein nationales Palladium. Wie der römische Bischof die geistliche Herrschaft über die Christenheit aller Reiche in Anspruch nahm, so sollte der Idee nach der Kaiser der weltliche Oberherr aller christlichen Völker sein. Aber freilich, wie weit ist hinter diesem Ideal die Wirklichkeit zu allen Zeiten zurückgeblieben! Wie wenige Kaiser haben durch die Gewalt ihrer Persönlichkeit bei besonders glücklichen Zeitverhältnissen die Verwirklichung jener Idee der Universalmonarchie auch nur anzubahnen vermocht! Der erste in der Reihe, der gewaltige Karl, vielleicht von allen am erfolgreichsten. Darum ist sein Gedächtnis vor anderen lebendig geblieben, und — ein noch sicheres Zeichen der Volkstümlichkeit — früh haben die Nebelgebilde der Sage das Bild des grossen Herrschers umzogen. Aber auch nach Jahrhunderten wurde die Karlssage um neue Züge bereichert. Nach den im Zeitalter der Kreuzzüge herrschenden Vorstellungen musste ein ordentlicher Kaiser im heiligen Lande gewesen sein; natürlich auch Karl, und wir wissen ja:

Der König Karl fuhr übers Meer
Mit seinen zwölf Genossen;
Zum heil'gen Lande steuert er
Und ward vom Sturm verstossen.

Wichtiger ist heute für uns, dass schon Karl verzaubert in einem Berge sitzt, und zwar im Untersberge bei Salzburg, von wo er einst in neuer Macht und Herrlichkeit hervorgehen wird. Ueberraschend aber ist es, dass eine ähnliche Sage sich auch an die Gestalt des dritten Karl knüpft, der unter dem recht prosaischen Namen „der Dicke“ bekannt ist. Auch würde davon ausser den gelehrten Historikern heute schwerlich ein Mensch etwas wissen, wenn nicht dem „Alten in der Heidenhöhle“ in einer der beliebtesten deutschen Erzählungen, in Scheffel's „Ekkehard“, ein Denkmal gesetzt wäre, wie denn zweifellos überhaupt die Dichter viel dazu beigetragen haben, die Kaisersagen im Volke lebendig zu erhalten. Hier und da wohl auch eine andere Kunst, die Musik. Wer hätte nicht schon das hübsche Lied singen hören:

Herr Heinrich sitzt am Vogelherd
Recht froh und wohlgemut.

König Heinrich der Erste nun — er hat bekanntlich die Kaiserkrone nicht getragen — geht uns näher an. Befindet sich doch der Vogelherd, von dem ihn der Herold zum Throne rief, ganz in unsrer Nähe. Vogelbeck und die Vogelsburg werden Ihnen allen bekannt sein. Und wenn ich als gewissenhafter Mann nicht verschweigen darf, dass in Deutschland noch ein Dutzend oder ein halbes anderer Stätten als Vogelherde Heinrichs in Anspruch genommen werden, so ergiebt sich doch, dass unserer der echte ist, klar aus folgender wahrhaftigen Geschichte:

„Vier Musikanten gingen einmal von Ahlshausen über die Vogelsburg nach Einbeck, um da selbst zu musicieren. Als sie nun auf der Vogelsburg waren, machte einer von ihnen den Vorschlag, dem Kaiser Heinrich — er hatte also nicht ordentlich Geschichte gelernt — dem Vogelsteller zu Ehren ein Stück zu spielen. Sie thaten dies aufs beste, und siehe, als sie fertig waren, kam die unvermeidliche weisse Jungfrau, hielt ihnen einen Teller hin, worauf weisse Knochen lagen, und forderte jeden auf, einen zu nehmen. Die guten Jungen waren bestürzt, so dass sie kein Wort sprachen, aber ein jeder nahm einen der Knochen. Weil sie dieselben jedoch für wertlos hielten, liessen drei von ihnen unbemerkt ihren Knochen fallen, und nur einer steckte ihn in die Tasche.

Als sie eine Strecke weit gegangen sind, will dieser seinen Knochen ordentlich besehen, greift in die Tasche und holt statt desselben eine Stange Gold hervor. Nun kehren die andern zu der Stelle zurück, wo sie ihre Knochen hatten fallen lassen, finden aber nichts.⁴

Offenbar dürfen wir doch aus dieser Geschichte auch mit ziemlicher Sicherheit schliessen, dass wir die Ehre geniessen, einen verzauberten Herrscher so zu sagen zum Nachbar zu haben. Denn der Spender des Goldes war doch wohl Heinrich. Die Gestalt Heinrichs wird noch überragt von der seines gewaltigen Sohnes, Ottos des Grossen. Ob freilich dessen Regierung für Deutschland ebenso segensreich gewesen, als die des Vaters, ist eine andere Frage. War es doch Otto, der 962 in Rom die Kaiserwürde erneuerte, deren von da an allein der deutsche König würdig erschien. So knüpfte sich denn an dieses Ereignis vor einigen Jahrzehnten ein mit Heftigkeit geführter Streit unter den grossen deutschen Geschichtsforschern darüber an, ob diese Kaiserkrone dem deutschen Land und Volke mehr Segen oder Fluch gebracht habe. Wir wollen diesen Streit hier nicht aufnehmen und nur darauf hinweisen, dass die Verteidiger des Kaisertums besonders auf die culturellen Vorzüge hinweisen, die für Deutschland aus der, ob auch viel Gut und Blut kostenden, Verbindung mit dem hoch entwickelten Italien erwachsen seien. Wohl die glänzendsten Träger der Kaiserkrone hat das in Glück und Unglück gewaltige staufische Haus aufzuweisen; wie auch die volkstümlichste, heute noch lebendigste Kaisersage an staufische Herrscher sich knüpft: die Friedrichsage. Längst schon verschmäh't es die gelehrte Forschung nicht, neben den wirklichen Ereignissen auch den Gebilden der Sage nachzugehen, und über die Friedrichsage insbesondere ist eine schon sehr umfangreiche und weitschichtige Litteratur entstanden. Man hat die Keime dieser Sage zurückverfolgt zu den Vaticanien des Urchristentums und der römischen Kaiserzeit. Wir wollen diese wissenschaftlichen Forschungen und Vermutungen auf sich beruhen lassen, um lieber den Sinn und Gehalt dieser merkwürdigen Sagen näher ins Auge zu fassen. Offenbar beruhen sie auf dem Gegensatz von Ideal und Leben. Die Wirklichkeit ist nicht vollkommen. Das empfand man vor Jahrtausenden so gut wie heute. Das empfindet Volk und Fürst, das arglose Kind und der gelehrte Philosoph. Wie sie aber sein müsste, um recht vollkommen zu sein, darüber möchte schwieriger Einigkeit herzustellen sein. Der kleine Sextaner möchte die vollkommene Welt wohl in einem Schlaraffenlande sehen, in dem es alle Tage Pudding gäbe, aber keine Schulmeister. Und nicht viel weniger kindlich ist die weitverbreitete, in der Zeit der Entdeckungen nicht unwichtige Vorstellung von einem Eldorado, einem Goldlande, wo die Kiesel Edelsteine sind. Welche Stufenfolge von da bis zu den Idealbildern der Welt, die ihren Ursprung im Hunger und Durst nach der Gerechtigkeit haben! Kein Dichter hat den Gegensatz von Ideal und Leben wirksamer und tiefer in immer neuen, immer herrlicheren dichterischen Gestaltungen zur Darstellung gebracht als Schiller. Ich erinnere an das trotz der Ueberschrift in Allegro gehaltene Gedicht „Sehnsucht“ mit dem kraftvollen Schluss:

Du musst glauben, du musst wagen,
Denn die Götter leih'n kein Pfand,
Nur ein Wunder kann dich tragen
In das schöne Wunderland;

an das im Stil des Penseroso gehaltene Lied „der Pilger“ mit dem elegischen Schluss:

Vor mir liegts in weiter Leere,
Näher bin ich nicht dem Ziel.
Ach kein Steg will dahin führen,
Ach der Himmel über mir
Will die Erde nie berühren,
Und das dort ist niemals hier.

oder endlich an den wundervollen Hymnus, der zuerst „das Reich der Schatten“ hiess, nun aber eben unter dem Namen „das Ideal und das Leben“ bekannt ist. Schiller ist es auch, der uns gleichsam den Schlüssel zum Verständnis dieses Gegensatzes giebt in dem erstaunlichen, ich möchte sagen ungeheuerlichen Paradoxon:

Eng ist die Welt, und das Gehirn ist weit,
Leicht bei einander wohnen die Gedanken,
Doch hart im Raume stossen sich die Sachen.

Aber eben nur die in Raum und Zeit gegenwärtigen Sachen stossen sich; die in Zeit und Raum fernen

schiebt und ordnet nach Gefallen die seltsame Tochter Jovis, sein Schosskind, die Phantasie. Darum ist immer unser Land, unsre Zeit unvollkommen. Anderswo mag es Paradiese und Eldorados geben, hinter uns, vor uns mag eine goldene Zeit liegen.

Die Vorstellung von einer weit zurück liegenden goldenen Zeit ist in der That wohl schon so alt wie das Denken und Dichten der Menschheit. Bei Homer spricht schon der alte Nestor von den doch ganz andren Helden seiner Jugendzeit, und verächtlich wird von der Beschaffenheit gesprochen „wie jetzt die Sterblichen sind“. Horaz aber stellt die berühmte Formel auf:

Aetas parentum peior avis tulit
Nos nequiores mox daturos
Progeniem vitiosorem,

wonach von uns, die wir 60 Generationen nach Horaz leben, ganz gewiss nicht viel Rühmens mehr zu machen wäre.

Aber zum Glück steht dieser pessimistischen Auffassung, wonach es mit der Welt und den Menschen immer schlimmer würde, eben die andere optimistische gegenüber, welche die Verwirklichung des Ideals in der Zukunft sucht. Hier haben wir die Quelle der utopischen Zukunftsbilder, die auch nicht neu, aber heute doch beliebter als je zuvor sind. Das Bezeichnende der Kaisersage nun erblicken wir in der Verbindung dieser scheinbar so entgegengesetzten Vorstellungen. Ein verzauberter oder verborgener Kaiser wird uns die glänzende Vergangenheit in der Zukunft zurückbringen.

Bei keinem Kaiser aber ist diese Sage lebendiger ausgestaltet, plastischer gebildet, als bei den staufischen Friedrichen. Das hat seine guten Gründe. War doch die Stauferzeit wirklich in mancher Hinsicht eine glänzende, und folgte doch auf sie eine besonders trostlose Wirklichkeit, die kaiserlose, die schreckliche Zeit. Kein Wunder also, dass sich die Blicke der Sehnsucht besonders verlangend der Vergangenheit, die der Hoffnung der Zukunft zuwandten. Als die Kunde von dem im fernen Italien erfolgten Tode des noch im besten Mannesalter stehenden Friedrichs II. nach Deutschland drang, wollte man ihr nicht glauben. Schon einmal war der Kaiser fälschlich totgesagt. Er halte sich nur verborgen, meinte man, um einst machtvoll wiederzukehren. Offenbar auf den festen Glauben des Volkes an diese Gerüchte bauend, traten mehrere falsche Friedrichs auf, die z. T. ziemlichen Anhang fanden. Sie brauchen uns nicht weiter zu beschäftigen; nur eine Nachricht über den bekanntesten derselben, Tile Kolup, ist für uns in mehr als einer Beziehung bedeutungsvoll. Dietrich Engelhus nämlich, ein aus Einbeck gebürtiger hervorragender Geschichtsschreiber des Mittelalters, dem man den Ehrennamen Lumen Saxoniae beilegte, und der 1434 in Wittenberg starb, berichtet in seiner Weltchronik, die Leibnitz in seinen *Scriptores rerum Brunsvicensium* abgedruckt hat, beim Tode Friedrichs II. Folgendes: *Hoc ergo Friderico, mortuo . . . vacabat imperium multis annis. Post quos senex quidam in civitate Nutz (Neuss) finxit se esse Fridericum, ad quem multi nobiles confluerunt quos omnes noscens licet nunquam prius viderat proprüs nominibus suscipiebat. Qui cum ad tempus regnasset tandem a Coloniensibus crematus est. Ex hoc fama venit Fredericum adhuc vivere in castro confusionis.* Zu dieser Stelle macht Leibnitz die Anmerkung, dass statt *confusionis Cufhusen* zu lesen sei. Das Volk sei überzeugt gewesen, in diesem Berge lebe Friedrich II. und werde auferstehen und das Reich wiedererlangen. Wir sehen: noch für Leibnitz ist Friedrich der Zweite, nicht Barbarossa der verzauberte Kaiser. Andreerseits zeigt sich früh, wo die Sage berührt wird, offenbare Verwechslung und Verschmelzung beider Friedrichs, was wir einfach dem Umstande zuzuschreiben haben, dass unsre Vorfahren in der Tertia nicht so sorgfältigen Geschichtsunterricht genossen, wie unsere Jungen. Erst Rückerts schönes Gedicht dürfte dem Rotbart in der Sage das entschiedene Uebergewicht verschafft haben. Für uns ist es immerhin interessant, dass es ein Einbecker ist, bei dem wir zuerst diese auf den Kyffhäuser bezogen finden. Dass sie sich eben dort localisierte, dafür werden zwei Umstände hauptsächlich als Grund geltend gemacht. Friedrich der Freidige von Thüringen, durch seine Mutter Margarethe ein Enkel Friedrich des Zweiten, galt eine Zeit lang vielen als dessen berufener Nachfolger. Aber weit entfernt, wirklich die Kaiserkrone zu erlangen, wurde er bekanntlich durch Adolf von Nassau von Land und Leuten vertrieben. Doch erkannte ihn Heinrich VII. wieder als Herrn von Thüringen und Meissen an, und unvergessen blieb es, dass er nach dem alten Herkommen eigentlich der Träger der deutschen Krone hätte sein müssen. Ja, nach seinem Tode setzte man ihm in der Schlosskapelle in Reinhardsbrunn ein Grabdenkmal mit den Abzeichen der königlichen und kaiser-

lichen Würde und der Inschrift: *Stirps imperialis*, und in Thüringen, zu dem der Kyffhäuser gehörte, erhielt sich der Glaube an die Wiederkunft eines Friedrich besonders lebendig.*) Am Kyffhäuser aber soll sich nun eine uralte Stätte der Wodanverehrung befinden. Und damit wären uns weitere Züge in der Ausgestaltung der Sage wie mit einem Scheinwerfer aufgehell. So würden wir in den alten Raben die bei uns jetzt ja so populären Vögel Walvaters, Hugin und Munin, erkennen. Ich glaube in der That, der Laie, der die schöne Kolossalstatue Wodans von Engelhardt erblickte, ohne vorher zu wissen, wen sie darstellt, würde eher geneigt sein, in ihr den Kaiser Barbarossa als den Gott zu erkennen. So haben sich in der künstlerischen Auffassung wie in der dichtenden Sage die Gestalten beider verschmolzen.

Es hat wohl von allen späteren Kaisern keiner eine gleiche Volkstümlichkeit erlangt, wie der gewaltige Barbarossa. Vielfach wurden ja jetzt Grafen mit geringer Hausmacht auf den Thron berufen, die dann hauptsächlich zu deren Erweiterung ihre königliche oder kaiserliche Stellung ausnutzten. Mit dem grössten Erfolg thaten das bekanntlich die Habsburger, die ja zuletzt drei Jahrhunderte ununterbrochen die Krone des Reiches trugen. Einige von ihnen, wie Rudolf und Max, waren ja auch populär, und des zum Zeugnis werden auch von ihnen Legenden erzählt, die aber einen ganz anderen Charakter tragen und für unsere Betrachtung bedeutungslos sind. Standen aber die Habsburger von Anfang an dem deutschen Norden gar fern, so wurden sie ihm völlig entfremdet durch ihre Haltung der Reformation gegenüber. Hat man doch berechnet, dass in der Zeit Maximilians II. etwa neun Zehntel der Bevölkerung des Reiches der neuen Lehre gewonnen gewesen seien. Es kam im Gefolge der Reformation der entsetzliche dreissigjährige Krieg, der nicht nur Deutschland grauenhaft zerrüttet und in seiner Entwicklung um Jahrhunderte zurückbringt, sondern auch zur Zersetzung der kaiserlichen Macht gewaltig beiträgt. Wie schwer wird es uns doch, in Friedrich dem Grossen den Reichsfürsten zu sehen! Und doch hat nach dem westfälischen Frieden das heilige römische Reich deutscher Nation noch anderthalb Jahrhundert bestanden. Erst der Alleszermalmer Napoleon hat ihm den Rest gegeben. Erst er hat die Entwicklung zum völligen Abschluss gebracht, die dahin ging, dass auf Kosten der kaiserlichen Centralgewalt die Territorialmächte immer selbständiger und souveräner werden; die Entwicklung, deren Hauptepochen etwa durch die Jahre 1356, 1555, 1648, 1805 bezeichnet werden. Nachdem im letzteren Jahre die volle Souveränität der neugeschaffenen Königreiche ausgesprochen war, zog Franz II. daraus nur die Konsequenz, wenn er 1806 die vor einem Jahrtausend geschaffene Kaiserkrone niederlegte.

Der Wiener Kongress stellte sie nicht wieder her: an die Stelle des alten Reiches trat nun der prosaische deutsche Bund, der weder den politischen noch, möchten wir sagen, ästhetischen Bedürfnissen des Volkes genügte. War es doch alsbald nach den Freiheitskriegen, dass Rückert in seinem schönen Barbarossaliede, durch das er gewiss mehr als irgend ein anderer zur Lebendigerhaltung der Kaiser-Friedrichsage beigetragen hat, sang:

Er hat hinabgenommen
Des Reiches Herrlichkeit
Und wird einst wiederkommen
Mit ihr zu seiner Zeit.

Hochbetagt starb der Dichter im Jahre 1866, also wenige Jahre bevor seine Weissagung in Erfüllung gehen sollte. Während es mit dem Reiche bergab und endlich zu Ende gegangen war, hatte eine der Territorialmächte eine hochragende Stellung erlangt. Der schwarze Adler hatte sich zu gewaltigen Fluge aufgeschwungen.

Mächtig rauschen Deine Schwingen!
Hellen Auges, schwarzer Aar,
Schaust Du auf die blanken Klagen
Deiner deutschen Heldenschar.
O, wie oft, seit Du entflohen
Deiner schwäb'schen Heimatburg,
Bist Du siegreich ausgezogen
Zwei Jahrhunderte hindurch!
Unser Volk mit frohem Ahnen
Folgte Deinen Herrscherbahnen:
„Wird uns neu versunk'nes Glück?
Kehrt der Staufer Reich zurück?“

*) Vgl. u. a.: Heidemann, Die deutsche Kaiseridee u. Kaisersage, Programm des granen Klosters 1898.

Aber welcher Gegensatz doch zwischen den Hohenstaufen und den Hohenzollern! Während von den alten Kaisern — schon dank dem verhängnisvollen Weltherrschaftsidol — das ach! so wahre Wort gilt: *Qui trop embrasse, mal étirent* (Wer zu viel fassen will, hält nicht fest), gehen die Hohenzollern zäh und stetig auf der Bahn des Möglichen, um schliesslich das Ausserordentliche zu erreichen.

Wollten wir die preussischen Friedrich mit den staufischen vergleichen, die prosaische Gestalt des ersten Preussenkönigs würde neben der durch Poesie und Sage verklärten des gewaltigen Barbarossa gar sehr verblasen. Aber nahe läge es am heutigen Tage, die Bedeutung von zweien der glänzendsten Festlichkeiten zu würdigen, von denen die deutsche Geschichte zu erzählen weiss, des Mainzer Reichsfestes vom Jahre 1184 und des Königsberger Krönungsfestes, und wir müssten dann der Wahrheit gemäss urteilen, dass, wie sehr immer das rheinische Fest an Romantik, poesievollem Zauber, jauchzender Begeisterung die ganz im Rokokostil sich vollziehende Haupt- und Staatsaktion am Pregel übertreffen mochte, die politische, die pfadweisende Bedeutung bei dem heute vor 200 Jahren sich vollziehenden Festactus grösser war. Diese Bedeutung zu schätzen sei an die Aussprüche zweier grosser Männer erinnert, deren Kompetenz nicht wohl anzufechten ist, Prinz Eugen, der grosse österreichische Feldherr und Staatsmann, meinte: „Dass die Minister des Henkers wert seien, die kaiserlicher Majestät geraten, die preussische Krone anzuerkennen.“ Und Friedrich der Grosse äussert einmal, sein Grossvater habe mit diesem Schritt gleichsam zu seinen Nachfolgern gesprochen: „Ich habe Euch einen Titel erworben, macht Euch dessen würdig; Ich habe den Grund zu Eurer Grösse gelegt, Ihr müsst das Werk vollenden.“

Diesen zweiten preussischen Friedrich nun kann man wohl mit dem zweiten staufischen vergleichen: beide waren hochbegabte, thatkräftige, ihre Zeit überragende Männer, und es möchte schwer sein zu entscheiden, welcher von ihnen der grössere Mann gewesen ist. Fragen wir aber nach den Ergebnissen ihrer Regierung, so finden wir: der staufische Kaiser hinterliess, als er in Welschland starb, ein zerrüttetes, dem Chaos der Anarchie zueilendes Reich, der König Friedrich hinterliess ein zu fast doppeltem Umfang vergrössertes Preussen. Der grosse Kurlüst hatte seinen Staat zu einer deutschen Grossmacht, Friedrich II. hat ihn zu einer europäischen Grossmacht erhoben. Wohl brach noch einmal vor 100 Jahren diese Macht zusammen. Aber die Zeit der Erniedrigung war die Zeit wahrster Grösse die auch dem, der sonst kein Freund preussischen Wesens ist, Hochachtung, ja Sympathie abzwingt, Und sechs Jahre nach Tilsit war es Preussen, das in den Freiheitskriegen des Tages Last und Hitze getragen hat. Wohl brachten diese denn auch Preussen reiche Frucht; und wenn es nach dem unglücklichen Kriege mit Napoleon u. a. ein grosses slavisches Gebiet verloren hatte, so gewann es statt dessen jetzt ein grosses zusammenhängendes, rein deutsches Gebiet im Westen. Ein Tausch, der für Preussens deutschen Beruf von günstigster Bedeutung war. Aber es dauerte noch ein halbes Jahrhundert, bis dieser Beruf erfüllt wurde. Verfahren blieben noch fünfzig Jahre die deutschen Verhältnisse, und nicht entfernt spielte Deutschland zur Zeit des unglückseligen Bundes im Rate der europäischen Völker die Rolle, die ihm nach Grösse, Volkszahl und Kultur zugekommen wäre. Erst neue gewaltige und gewaltsame Umwälzungen haben ihm diese verschafft. Es kam, wie Otto von Bismarck im Jahre 1862 vorausgesagt: „Nicht durch Reden und Parlamentsbeschlüsse werden die grossen Fragen der Zeit entschieden, sondern durch Eisen und Blut.“ Während eines neuen furchtbaren, aber sieghaften Krieges mit Frankreich, in dem Bayern, Württemberg und Baden mit den deutschen Nordstaaten Schulter an Schulter kämpften, wurde das Verlangen laut und lauter, jene Staaten dem Bunde angegliedert und das Ganze durch ein neues Kaisertum gekrönt zu sehen, und so konnte heute vor dreissig Jahren in dem alten Prunkschloss der französischen Könige der schlichte Preussenkönig Wilhelm der Erste zum deutschen Kaiser ausgerufen werden. Der alte Titel war es, nicht die alte Sache. Nicht eine Universalmonarchie wollte und will das neue Kaisertum darstellen, sondern ein nationales deutsches, in sich gefestetes Reich. Und doch war es natürlich, dass man in jener grossen Zeit wieder der alten Kaiser und der alten Kaisersagen gedachte, dass „Barbarossas Erwachen“ von den Dichtern besungen wurde:

Nun zieh'n die Raben fort vom Berg,
Der Zauber wird gelöst;
Nun kommt die Zeit, wo du aufs neu',
Mein deutsches Reich erstehst.

Drum dröhnen wohl die Felsen all,
Und Donner ruft mich vor,
Es öffnet der Kyffhäuser mir
Sein altes graues Thor.

Und ein glücklicher Gedanke war es, dass eben am Kyffhäuser die deutschen Kriegervereine ihrem alten gefeierten Kriegsherrn ein Denkmal setzten, durch das nun in Erz und Stein unsere alte Kaisersage herrlich verkörpert erscheint. Wohl haben wir nicht die „goldene Zeit“ des Märchens gewonnen, aber ein starkes und herrliches Vaterland, dessen wir uns freuen dürfen, und dessen Wert zu sein wir uns heute geloben wollen. Das werden wir in der Schule, wie sich ziemt, durch stillen schlichten Fleiss, durch Gewöhnung an treue Pflichterfüllung zu erreichen streben.

Des Vaterlandes gedenken wir, indem wir des Fürsten gedenken, in welchem sich seine Einheit verkörpert, und ausrufen:

Unser Landesherr, Seine Majestät Kaiser und König Wilhelm II., er lebe hoch!

Schulnachrichten

über das Schuljahr von Ostern 1900 bis Ostern 1901.

I. Allgemeine Lehrverfassung.

1) Die einzelnen Lehrgegenstände und ihre Stundenzahl.

Lehrfächer	II	III		IV	V	VI	Summa
		Ober-	Unter-				
1. Religion	2	2		2	2	3	11
2. Deutsch und Geschichtserzählungen	3	3	3	3	2 1 } 3	3 1 } 4	19
3. Latein	3	4	4	7	8	8	34
4. Französisch	4	5	5	5	—	—	19
5. Englisch	3	3	3	—	—	—	9
6. Geschichte	2	2	2	2	}	}	}
7. Erdkunde	1	2	2	2			
8. Mathematik	}	}	}	}	}	}	}
9. Rechnen							
10. Physik	3	—	—	—	—	—	3
11. Naturbeschreibung	2	2	2	2	2	2	12
12. Schreiben	—	—	—	—	2	2	4
13. Turnen	3 II zus. mit O. III, 3 U. III zus. mit IV				3 V zus. mit VI		9
14. Zeichnen	2	2		2	2	—	8
15. Singen	1 II zus. mit III			1	2 V zus. mit VI		4
<i>Summa</i>	34	34	34	33	30	30	178